

(Nachdruck verboten.)

53]

## Die flucht.

Von R. Bagrynowski.

Sie ruderten ohne Unterlaß und hielten nirgends an, wobei ihnen der Umstand, daß die Nächte gegen Norden zu immer heller wurden, sehr günstig war. Alles, was sie brauchten, hatten sie unter der Hand und lebten sich in kurzer Zeit völlig in die neuen Verhältnisse ein.

Sie glaubten schon, es würde bis ans Meer so weiter gehen, als sich der Fluß plötzlich in zwei Arme teilte. Ehe sie einen davon wählen konnten, trieb sie der Strom mit rasender Geschwindigkeit in den breiteren und warf sie einige Werst weiter auf eine steinige Bank, über welche das Wasser brausend und siedend dahinschoß. Die „Königin“ wurde gegen einen unter dem Wasser verborgenen Stein geschleudert, im Nu herum gewirbelt und auf die Seite gelegt. Alles, was darauf war — Menschen und Lasten — flog nach jener Seite hin. Niehorski blieb am Steuerpflock in der Luft hängen. Gleichzeitig stießen die am Boden zusammengewürfelten Menschen einen Schreckensruf aus, denn sie erblickten die Klämme der schaumbedeckten Wogen dicht über ihren Köpfen. Brüllend suchten die Wellen den Numpf des zur Seite liegenden Bootes zu überspringen, um in sein Inneres zu gelangen und es zu überfluten. Glücklicherweise war das Wasser hier nicht tief, und Jan und Krassuski, die zuerst aus dem Boote gesprungen waren, stützten es schon und wehrten den Wogen, die es ganz umwälzen wollten. Die anderen Verbannten kamen auch zu sich und eilten auf Niehorskis Befehl dem bedrohten Rande zu. Das Boot, das schon etwas Wasser geschöpft hatte, richtete sich wieder auf. Aber es gelang erst nach vielen Mühen, es ins gehörige Fahrwasser zu bringen. Im Schutze des Bootes hatte der Strom an seiner anderen Seite bald einen hohen Wall von Steinen und Kies angeschwemmt, der immer höher anwuchs. Die rollenden Felsstücke prallten an die Menschen, die im Wasser arbeiteten, warfen sie auf die Kniee, und es fehlte nicht viel, so hätten die Fluten den schwächlichen Samuel fortgerissen und an den Felsen zerschmettert. Sie mußten die Lasten ausladen und alles — Proviant und die anderen Sachen — auf eine Insel bringen, die zwar nahe war, aber zu der man über einen reizenden, schäumenden Strom gelangen mußte. Als Krassuski den mit Pemmitanbüchsen beladenen Rachen bestieg, hielten alle den Atem an. Aber der junge Mann ruderte gewandt, indem er die einander jagenden Wellen mit dem Ruder gleichsam unter sich schob und glitt, von Wogengetöse und Schaum umgeben, von einem Wasserhügel zum anderen, bis er glücklich das Ufer erreichte.

„Hurra! Er lebe hoch!“ riefen sie und stimmten das Lied vom „kühnen Lotzen“ an, das unter der Befehlsführung der „Königin“ für den höchsten Preis galt. Krassuski lehnte noch einige Male um. Die helle, weiße Nacht brach an; ein kalter Wind erhob sich, das kalte Wasser wurde noch kälter. Die durchfrorenen und durchnässten Verbannten beschloßen vor allem, eine kleine Abteilung als „Seemiliz“ ans Ufer zu schicken, die aus Glišberg, Muzja, Mamiel und den Arkanoffs bestand. Sie sollten ein Feuer anzünden und das Abendbrot kochen. Arkanoffs und Samuel kamen glücklich an, aber mit Muzja und Glišberg ereignete sich, wie die Dschudschnjaner zu sagen pflegen, „ein kleiner Irrtum“. Schon direkt am Ufer übernahm Krassuski einen unter der Oberfläche treibenden Klotz, fuhr ihn an, der Rachen schwankte, Muzja sprang hinaus, um sich zu retten, und nun schlug der Rachen vollends um. Krassuski faßte den unter ihm im Wasser strampelnden „Bona-partisten“ beim Schopfe und stellte ihn auf die Füße. Das Wasser reichte hier kaum bis an die Hüften. Dann begann er, Glišberg zu suchen. Dieser hatte sich an den umgestürzten Rachen geklammert und schwankte von Welle zu Welle, wobei der große Kupferkessel, den er trotz der drohenden Gefahr nicht aus der Hand ließ, in der Dämmerung blühte. Krassuski hatte Glišberg bald erreicht und ans Ufer gezogen, von dem aus ihnen eine Leine zugeworfen wurde. Dann wandten sie sich wieder Muzja zu, der kaum einen Schritt vom Ufer entfernt, um Hilfe flehte und beteuerte, er lebe nicht mehr, er sterbe. . . . Das Abenteuer kostete sie ein Ruder, zwei Mützen und einen Stiefel.

Indessen war es denen, die in der „Königin“ geblieben waren, gelungen, tieferes Wasser zu erreichen, und das Boot zog, dem Steuer wieder gehorchend, siegreich weiter.

Zum ersten Male übernachteten die Flüchtlinge am Ufer, ruhten mit Freuden am lohenden Feuer aus, trockneten ihre Sachen und verbanden ihre Wunden. Besonders hatte Pietroff gelitten, der sich den Fuß an einem scharfen Stein tief aufgeschliffen hatte.

Von diesem Augenblick an hatte sich ihr Glück gewendet. Fünf Tage lang irrten sie in dem weiten Tal umher, das vom Hochwasser mit tausenden von reizenden Bächen, wütenden Wasserfällen und Strudeln angefüllt war; und die hochgehenden Wogen schleuderten sie von einer Sandbank auf die andere. Sie überzeugten sich, daß die „Königin“ zu tief ging, daß sie im Verhältnis zu schwer und zu reich beladen war und daß die Kohlen, die ihnen gegen Mister Morleys Rat den Spiritus ersetzen sollten, zum Verhängnis ihrer Reise werden könnten. Als das Wasser endlich tiefer wurde, waren sie reich an Erfahrung, aber arm an Kräften geworden. Unter den Schwächeren wütete die Ruhr. Wenn der Wind heftig blies, waren sie nicht imstande, dagegen anzukämpfen. Ihre Ruderschläge brachten das Boot kaum noch vom Flecke, und auch dem Steuer gehorchte es dann nicht mehr.

Das Lied vom „kühnen Lotzen“ war verstummt. Niehorski hustete hohl, Pietroff hatte sich den Fuß zum zweiten Male an einem scharfen Stein verwundet. Nur die eisernen Naturen Jans, Alexandroffs und Krassuskis hatten die Probe siegreich bestanden. In der Tat waren sie schließlich die einzigen, die arbeiten konnten. Aber auch ihre Kräfte nahmen vor Erschöpfung und Mangel an Schlaf von Tag zu Tag ab.

Zu ihrem Unglück kamen sie nun wieder in des Winters Bereich. Auf dem Flusse begegneten ihnen immer häufiger verspätete Eiszollen, oft wurden sie von nassem mit Regen untermischtem Schnee gepeitscht. Bei solchen Schauern landeten sie dann gern und brauten an windstillen Orten inmitten von Steinblöcken, im Schutze alter, moosbedeckter Felsen, große Feuer an. Es nahm sie aber Wunder, daß sie trotz ihrer Anstrengungen jetzt so langsam vorrückten, daß sie immer Rauchwolken hinter sich sahen, die sie schon vor einigen Tagen zurückerlassen hatten.

Der Charakter der Gegend war ganz verändert. Die Wälder wurden immer spärlicher, die Bäume unansehnlicher. Überall war Moos an die Stelle von Gräsern und Kräutern getreten. Graue und schwarze, feuchte Tränen weinende Felsen hüllten ihre Häupter in dicke Nebel. Diese schweren Nebel hingen oft in breiten Streifen bis an den Fluß, Wasserfällen gleich, herab. Dann geriet das Boot aus verhältnismäßig klarem Wasser in düstere Dünste, aus denen plötzlich dicht vor seinem Schnabel die schaum- und wassertriefenden Müden von „Stieren“ auftauchten. In solchen Momenten mußten sich die Schiffer mehr vom Gehör als vom Gesicht leiten lassen, indem sie dem düsteren Murmeln des Flusses aufmerksam lauschten. Sie konnten sich aber nicht in der Gegend zurechtfinden, sie wußten nicht, wo sie waren, wußten nicht, ob sie die „Wasserfälle“ schon hinter sich hatten, oder ob dies Wagnisstück noch vor ihnen lag. Die Karte konnte ihnen keinen Aufschluß geben. Sie überzeugten sich, daß sie ein einfacher Zirkel war, den der Zeichner aufs Gratewohl übers Papier gezogen.

Und je mehr ihre Kräfte schwanden desto mehr fürchteten sie diese „Wasserfälle“.

„Ach, wären sie nur erst da, zum Kuckuck,“ murmelte Niehorski, seinen Helm aus Seehundfell zurechtziehend. Er betrachtete die feuchten, nebelverhüllten Berge und schüttelte den Kopf.

„Su! Es sieht aus, als wäre die Sonne auf immer von uns gegangen! Jetzt begreife ich erst, daß wir dem Nordpool zufahren! Aber dagegen ist nichts zu machen.“

Die Felsen traten immer näher zusammen und zwängten den Fluß immer mehr ein. Selbst die kleinen Inseln, und die schmalen Gesimse der kleinen Landzungen waren verschwunden. Infolge des tollen Laufes fast gewölbt, schoß die Wasserader endlich mit dumpfem Brausen in einen langen felsigen Gang. Zu beiden Seiten erhoben sich direkt aus dem Wasser senkrechte Felsenwände, an denen Nebelstreifen entlang krochen. Jeden Augenblick lösten sich weiße Dunstnäuel von

Den Wolken, die sich über der Schlucht wölben und sanken bis auf ihren Boden herab, wo sie von den wütenden Wogen aufgegriffen und weitergewirbelt wurden.

„Alles ist grau: die Felsen, die Luft, das Wasser! Ich sehe nichts mehr! Zieht die Ruder ein!“ sagte Niehorski.

Das Rudern war übrigens überflüssig, denn der Strom eilte den Rudern voraus und diese Klatschten nur erfolglos ins Wasser. Die Nebel, die sich oberhalb der Schlucht ballten, hingen in langen Fäden bis aufs Wasser herab, und die Felsen zu beiden Seiten schienen nicht mehr senkrecht aufzustreben, sondern sich einander entgegenzuneigen.

Sie schossen an den Verbannten vorüber, wie die Säulengänge eines unerbittlichen feuchten, kalten Hölleneingangs.

„Na! Wenn wir jetzt an den kleinsten Stein prallen, dann ist's aus — lebendig kommt da keiner davon! Wir fahren mit Extrapost ins Jenseits ein!“ meinte Jan.

„Still! Hört ihr ihn? Der Wasserfall!“ unterbrach ihn Niehorski.

In der Schlucht vor ihnen, heulte, toste und klatschte es im Nebel.

Die Strömung war so stark, daß sie meinten, das Boot stehe still, und bebe nur vor Furcht, und die immer mächtiger brausenden Stimmen, die sie hörten, kämen mit Sturmeseife auf sie zu.

„Kraffuski und Alexandroff an die Ruder! Schnell!“ befahl Niehorski mit versagender Stimme.

Sie setzten sich nieder und ergriffen die Stangen.

„Wartet aufs Kommando!“

Die anderen drängten sich im Vordertheil des Schiffes zusammen, und ihre Augen bemühten sich, den Nebel zu durchdringen, um den Feind zu erblicken. Plötzlich standen sie einem Wunder gegenüber: ein hoher, herabhängender Fels verschloß die Schlucht und schien den Fluß zu verchluden. Ein bleicher Lichtstreif, der von der Seite einbrach, als hätte ihn der hinter einer Wolke verborgene Mond ausgeschiedt, zeichnete geheimnisvolle Hieroglyphen auf die dunkeln Abhänge des Berges, und versilberte die Schaum- und Wasserstäubchen, die an dem Riesen auf- und niederflügelten. Der Fluß schoß brüllend unter das gewaltige Gewölbe.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## In Berlins städtischer Blindenschule.

Vierzehn- bis fünfzehnjährige Mädchen bringen gegen 8 Uhr morgens nach dem Hause Oranienstraße 26 Kinder beiderlei Geschlechts und verschiedener Alters, die von ihnen aus der elterlichen oder sonstigen Behausungen abgeholt und mittags, etwas nach 12 Uhr, dorthin zurückgeführt werden. Sie sind jüdische, der Obhut von Familien anvertraute Waisen und nehmen nach dem Abgang aus der Schule an Kurzen einer Fortbildungsschule in der Alten Jakobstraße für die Dauer eines Jahres teil. Während dieses Jahres ist jedes der Waisensmädchen verpflichtet, eine Schülerin oder einen Schüler der städtischen Blindenschule morgens nach der Anstalt und mittags nach Hause zu führen.

Diese Einrichtung besteht seit der durch den früheren Stadtschulrat Vertram bewirkten Gründung der Blindenschule, die, ursprünglich in der Alten Jakobstraße untergebracht, erst neuerdings nach der Oranienstraße übersiedelte. Das Geleit durch Waisensmädchen bildet die Regel und liegt nur für wenige Kinder anderen Persönlichkeiten ob. Die Anstalt führt darüber, jede Aenderung vermerkend, genau Buch. Auf die Frage, weshalb das Begleiten nicht uneingeschränkt den betreffenden Familien überlassen bleibt, hieß es, daß dann kein regelmäßiger Schulbesuch zu erzielen wäre. Der Unterricht entfällt ausschließlich auf den Vormittag, und zwar für sämtliche Klassen, deren jede im Durchschnitt 15 Kinder aufnimmt, auf die Zeit von 8 bis 12. Die Ferienordnung kommt der der übrigen Gemeindeschulen gleich. Ein Teil der Lehrmittel wird unentgeltlich geliefert und Schulfeld nur für die nicht in Berlin wohnenden Zöglinge — eine Kleine z. B. war in Pankow ansässig — erhoben. Herr Direktor Kull leitet die Anstalt seit ihrer Eröffnung.

Mädchen und Knaben werden gleichsam in fünf aufsteigenden Klassen von Lehrerinnen und Lehrern, darunter auch blinden, unterrichtet. Eine Trennung nach Geschlechtern besteht nur für den Unterricht in den weiblichen Handarbeiten und für den Turnunterricht der oberen Klassen. Jener bleibt auf das Striden beschränkt. Sehr mühevoll ist's, die Mädchen hierin zur Fertigkeit zu bringen. Oft muß mit Uebungen, bei denen Wandsäden zur Verwendung kommt, der Anfang gemacht werden. Ueber das Striden hinausgehende Handarbeiten gehören dem Fortbildungsunterricht an. Der Turnunterricht fußt auf dem Plan, der für Berlins sonstige Gemeindeschulen Geltung hat. Rundgänge und andere Uebungen erfolgen in bewundernswürdiger Ordnung und Genauigkeit. Einhalten

Unterstützen, Zurechtweisen seitens des Lehrers tritt ganz dahinter zurück und macht sich im wesentlichen kaum mehr als bei nicht-blinden Kindern bemerkbar. Eine Abweichung besteht z. B. darin, daß während der Freiübungen die Kinder durch Ausruf ihres Namens zum Vortreten veranlaßt werden.

Die Blindenschule nimmt Kinder vom 6. Jahre an auf und behält sie ungefähr bis zum 15.; eine Entlassung erfolgt hier nicht nach so genau feststehenden Regeln wie in den übrigen Gemeindeschulen. Ofters wird sie im Interesse der Kinder mehr oder weniger hinausgeschoben. Zum nicht geringen Teil werzeln mangelhafte Leistungen in zu später Einschulung. Für blinde Kinder gibt es ebensowenig wie für taubstumme und schwachsinrige, einen Schulzwang.

Auf dem Lehrplan der Blindenschule stehen Schreiben, Lesen, Rechnen, Geographie usw., wie auf dem jeder anderen Gemeindeschule, wenn auch mit der durch das Unglück der Kinder bedingten Einschränkung, und außerdem Fertigkeiten, wie z. B. das Formen aus Ton, das Flechten. Für manche Stunden gleicht die Klasse mehr einer Werkstatt als einem Schulzimmer. Es wird geklopft, gehämmert, gebohrt oder in sonstiger Weise hantiert. Bewundernswürdig sind die Gebilde aus Ton. Nicht wenige Körbchen, Blätter, Zweige und andere Dinge muten geradezu künstlerisch an. Zum großen Teil werden solche Schöpfungen späterhin entformt und wiederum zu einem Klumpen zusammengeballt, um abermals als Knetmasse dienen zu können. Es geschieht das jedoch nie seitens der Kinder. Diese sollen nicht wissen, daß ihre Arbeit zerstört wird. Sie würden dies als Kränkung empfinden und so entweder ganz um ihren Schaffenstrieb und ihre Schaffensfreudigkeit kommen oder mindestens eine recht bedenkliche Einbuße daran erleiden.

Befremdend wirkt auf den, der zum erstenmal dem Unterricht in der Blindenschule beizuohnt, der Umstand, daß die Kinder den Kopf nicht der Arbeit, die sie in Händen haben, zuwenden. Er kennt ja das Weshalb. Trotzdem bannt ihn die Macht des Ungewohnten. Noch eigenartiger aber berührt's ihn, daß er hier und da und dort Kinder mit verbundenen Augen erblickt. Es handelt sich in solchen Fällen um Zöglinge, denen der Quell des Sehens nicht gänzlich ausgeschlossen ist. Ihnen eignet zwar eine mehr oder minder deutliche Lichtempfindung, sie reicht jedoch nicht hin, um mit ihrer Hilfe die Arbeit der Hände entlasten zu können. Hier in Frage kommende Kinder erreichen nichts dadurch, daß sie die Augen eifrig auf die Arbeit richten. Im Gegenteil, sie schaden sich hiermit nur. Während sonst Schüler und Schülerinnen zum Hinsehen, zum sehr genauen Hinsehen angehalten werden, liegt in der Blindenschule der Fall gerade umgekehrt. Haben die nicht gänzlich blinden Kinder aber auch wirklich den guten Willen, auf den Gebrauch des Auges zu verzichten, so bildet dabei doch die Verknüpfung mit früheren Gepflogenheiten den Stein des Anstoßes. Man verrammelt deshalb durch ein Verbinden des Auges den Zugang zum alten Fahrweg und achtet darauf, daß es gründlich geschieht, und daß die Kinder nicht versuchen, unter dem Tuch hinweg auf die Arbeit zu blicken. Handelt es sich nicht ums Lesen usw., sondern nur um ein Zuhören, so unterbleibt das Verbinden. Mit ihm verfolgt man überdies den Zweck, den Lichtschimmer, wie schwach er auch sein mag, zu erhalten. Für einzelne Fälle soll ja die Möglichkeit, daß er erstarbt und wächst, nicht gänzlich ausgeschlossen sein. Ueberanstrengung würde diese jedoch untergraben und den Lichtschimmer bald zum völligen Erlöschen bringen.

Ob die Tische und Bänke so stehen, daß das Licht von rechts oder von links, von vorn oder von hinten auf die Kinder fällt, das bleibt für die Blindenschule ganz belanglos. Können nur die Zöglinge — und blinde Lehrerinnen und Lehrer — in Frage, so könnte der Unterricht auch in einem vollständig finstern Raum erteilt werden. Ein solcher böte den Vorteil, das Grab der vorerwähnten Sehversuche zu sein.

Federn und Tinte sind, wenigstens für die Kinder, nicht vorhanden. Es wird mit einem Stahlstift, der sich, auch hinsichtlich des Griffs, in dem er steckt, wie ein kleiner Bohrer ausnimmt, geschrieben. Beim Lesen und Schreiben dient der Tassim auf dem Wege durch die aus Frankreich stammende Braille-Schrift als Vermittler. Braille hat die nach ihm benannte Schrift aber nur verbessert. Ihr Erfinder ist Barbier. Sticht man mit einer Nadel in ein Papier, so buchtet sich umstehend eine kleine Erhöhung auf. Solche erhöhten Punkte bilden die Braille-Schrift. Der Blinde befühlt sie und erkennt aus der Anordnung den Buchstaben.

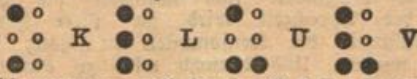
Ein Raum von 6 Punkten —  $\begin{matrix} \circ & \circ \\ \circ & \circ \\ \circ & \circ \end{matrix}$  — kommt für die einzelnen Schriftzeichen in Frage. Keins aber erfordert mehr als 5 Punkte, und nur zwei Buchstaben,

„Q“ —  $\begin{matrix} \bullet & \bullet & \bullet \\ \bullet & \bullet & \bullet \\ \bullet & \bullet & \bullet \end{matrix}$  und „Y“ —  $\begin{matrix} \bullet & \bullet & \bullet \\ \bullet & \bullet & \bullet \\ \bullet & \bullet & \bullet \end{matrix}$  —, sind es, die sich aus 5 Punkten

zusammensetzen. Man zeichnet z. B. :  
 $\begin{matrix} \bullet & \bullet & \bullet & \bullet & \bullet & \bullet \\ \bullet & \bullet & \bullet & \bullet & \bullet & \bullet \\ \bullet & \bullet & \bullet & \bullet & \bullet & \bullet \end{matrix}$  A B C D E F  
 $\begin{matrix} \bullet & \bullet & \bullet & \bullet & \bullet & \bullet \\ \bullet & \bullet & \bullet & \bullet & \bullet & \bullet \\ \bullet & \bullet & \bullet & \bullet & \bullet & \bullet \end{matrix}$  G H I J

Diese zehn Buchstaben machen die erste, nur über die obere und die mittlere Linie verteilte Gruppe aus. Fügt man auf der

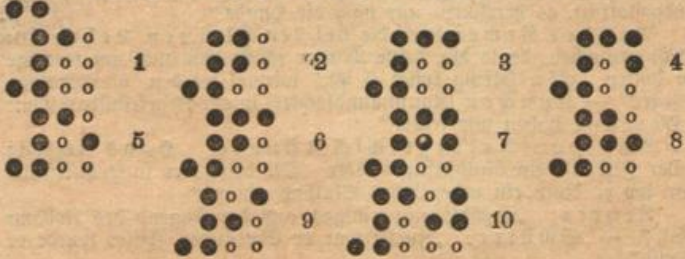
unteren Linie 1 oder 2 Punkte an, so entstehen die übrigen Buchstaben. Man schreibt also z. B.:



Die Bestimmungen, nach denen all' das sich regelt, müssen die Kinder im Kopfe haben.

Einen Unterschied zwischen Schreib- und Druckschrift gibt es nicht. Die Braille-Buchstaben können mittels einer Maschine, wie durch die Hand entstehen. Für ihre Form aber bleibt das belanglos. Sie zerfallen auch nicht in große und kleine Buchstaben, und ebenso wenig haben die Blinden sich mit einer deutschen und einer lateinischen Schrift herumzuzügeren. Diese geradezu ideale Vereinfachung erstreckt sich jedoch nicht auf die Ziffern, deren Wiedergabe einigermaßen umständlich ist. Sie entstehen, indem man den Buchstaben der ersten Gruppe das Zahlenzeichen —

— vorsetzt. Es zeigt sich folgendes Bild:



Wenn die Buchstaben der ersten Gruppe auf der mittleren und unteren Linie angebracht sind, bilden sie Satzzeichen. Das

Semikolon z. B. wird so ausgedrückt.

Das Blatt, worauf die Kinder schreiben, liegt fest auf einer Zinkplatte. Darüber spannt sich ein verschiedbares Messinglineal, aus dem im Maß der 6 Punkte —

— keine Vierecke herausgeschnitten sind. Hier drückt das Kind

seinen Stift ein. Ist eine Reihe beschrieben, so wird das Lineal weiter gerückt. Manche Kinder hatten sogenannte Klapptafeln, deren eine Hälfte als Unterlage dient, während die andere, von oben bis unten hin mit jeder Linie nötigen Ausschnitten versehen, das ganze Blatt bedeckt. Derartige Tafeln gelten aber nicht als praktisch. Ihnen fehlt das Lineal, und dies erschwert es den Kindern, sich zurechtzufinden. In den Ausschnitten hat jede Seite eine kleine, die mittlere Linie kennzeichnende Einbuchtung. Die Kinder schreiben

von rechts nach links, lehren dann das Blatt um und lesen nun von links nach rechts. Zunächst arbeiten sie auf beschriebenen, d. h. mit Linien beschriebenen Blättern. Anderwärts stapeln Lehrerinnen und Lehrer die vollen Hefte eigens zum Zwecke der Ueberweisung an die Blindenschule auf. Ueber die ersten Anfänge hinausgerückte Kinder üben in Hefen aus braunem Papier. Das ist billiger als weißes. Den Hauptgrund aber bildet die Rücksicht auf das Auge der Lehrenden. Sie würden durch fortwährendes Hinsehen auf eine ununterbrochen weiße Fläche bis zur Unerträglichkeit geblendet und damit also der Gefahr, zu erblinden, ausgesetzt werden.

Bücher und Hefte in der Braille-Schrift sind verhältnismäßig groß und dick. Die Schrift nimmt schon an und für sich ziemlich viel Raum ein, und es kann überdies ja immer nur eine Seite beschrieben werden. Weiteren oder engeren Druck, weitere oder engere Schrift gibt's hier nicht. Zwischen den einzelnen Punkten beträgt die Entfernung stets drei Millimeter. Durch eine Herstellung in der Braille-Schrift wurden den Blinden Werke aus den verschiedensten Gebieten zugänglich gemacht. Beim Lesenlernen erfahren die Kinder zunächst, wie der Buchstabe heißt, und dann erst, wie er lautet.

Für sie bildet ja das Betasten des Buchs Kern. Nie aber brauchen die Lehrenden dieses Wort. Die Finger fahren über den Globus, über die Rechenmaschine hin oder in der Anschauungsstunde z. B. über ein ausgestopftes Tier. Hierauf bezüglich heißt es dann aber stets: „Wir haben uns das angesehen.“ Man vermeidet eine die Blindheit zum Bewußtsein bringende Ausdrucksweise und spricht wie zu sehenden Kindern.

Unsicherheit des Benehmens offenbaren die blinden Wesen im großen und ganzen wenig. Wenn Vortreten z. B. machte in manchem Fall die Art, an Tischen und Bänken hinzugehen, und die Finger hierüber gleiten zu lassen, mehr den Eindruck des Unbewußten. Würde von einem der umstehenden Häuser aus jemand während der Pause die Kinder auf dem Hof herumgehen sehen, ohne deren Unglück zu kennen, so hält er sie schmerzlich für das, was sie sind. Ihm könnte höchstens die geringe Zahl einiger Staunen abnötigen. Beachtet wird darauf, daß dort — auf dem Hofe, heißt es — kein Kind allein einserschreiet. Es tun sich zwei oder mehr Kinder zusammen. Das geschieht der Ordnung wegen, wie auch zum Zweck gegenseitigen Haltens. Der Regel nach werden vollständig blinde Kinder und solche mit Schreien gepaart. Vor dem Heraus- und dem Heruntergehen warten die Kinder an der Tür, bis ein Lehrer oder eine Lehrerin sie über die Treppen geleitet.

Gewaltige Mühen verursachen zum nicht geringen Teil eben eingeschulte Jüglinge durch ihre Unbeholfenheit. Man hat sie bisher, und zwar in bester Absicht, immer gestützt, ihnen alles in die Hand gegeben. Jetzt stehen sie ganz ratlos da. Ein Kleiner z. B. wußte mit seiner Frühstückstulle nichts anzufangen. Zu Hause steckte die Mutter ihm jeden Bissen in den Mund. Die meisten Jüglinge entstammen, hieß es, Familien in armlücher Lage. Ihnen wurde während der ersten Zeit ihres Lebens, weil es an den erforderlichen Mitteln, vielleicht auch am nötigen Wissen fehlte, keine genügende Pflege. Zwischen Lehrenden und Lernenden schafft die Eigenart der Blindenschule ein festeres Band, als es in Schulen für unvertüppelte Kinder im allgemeinen zu bestehen pflegt.

Bei vollständig blinden Kindern erzielt der Unterricht gewöhnlich mehr als bei solchen, die noch einen Lichtschimmer haben. Jenen bleibt der Versuch abgeschnitten, sich auf einen Sinn, der ihnen doch nur ein schwankendes Rohr ist, zu stützen. Vielfach wird der Lustsinn der Blinden unterschätzt. Er eignet ihnen keineswegs so ohne weiteres und erreicht meistens nicht den ihm zugeschriebenen hohen Grad. Es gilt vielmehr, ihn in mühevoller Arbeit zu wecken und auszubilden. —

Eugenie Jacobi.

### Kleines feuilleton.

hg. Regenschall im Walde. Wer auf freiem Felde von einem heftigen Platzregen überrascht wird, wird wenn ein Wald ganz in der Nähe sich befindet, aber kein anderes Obdach schnell zu erreichen ist, sich vermutlich in den Wald flüchten, um dort gegen das Unwetter Schutz zu finden. Handelt es sich um einen Gewitterregen, so weiß heutzutage wohl schon jeder, daß dieser vermeintliche Schutz des Waldes ihm tatsächlich zu einer großen Gefahr werden kann, denn gerade die hohen Bäume bilden oft das Ziel der Blitzschläge. Aber auch wenn mit dem Regen keine elektrische Entladung verbunden ist, bietet der Wald durchaus keinen Schutz. In den ersten Minuten zwar wird das Landwerk noch einen leidlichen Schirm bilden, aber bald wird seine deckende Wirkung aufhören und der Flüchtling noch mehr vom Regen getroffen werden, als im Felde. Denn in der Tat fällt im Walde mehr Niederschlag zur Erde, als auf baumfreiem Gelände. Dies ist zunächst durch allgemeine Erfahrung nachgewiesen bezüglich solcher Gegenden, in denen überhaupt kein Waldbestand mehr vorhanden ist. Landstreden, die früher, wie gut beglaubigte geschichtliche Ueberlieferung mitteilt, in früherer Zeit zum Teil mit Wald bestanden waren und fruchtbares, anbaufähiges Gebiet bildeten, heute aber durch unverständiges Abholzen ganz kahl geworden sind, haben den Charakter wasserloser, regenloser Wüsten angenommen. Gerade solche Erfahrungen haben dahin geführt, daß beim Niederlegen von Waldungen jetzt planmäßig vorgefahren wird, damit nicht mit dem Walde auch der Wasservorrat der ganzen Gegend genommen werde. Aber auch da, wo noch ansehnlicher Waldbestand vorhanden ist, der mit Feldstücken wechselt, fällt im ersterem mehr Regen, als auf den letzteren. Der Mensch, der sich auf seine persönliche Wahrnehmung verläßt, kann dies allerdings nicht mit genügender Schärfe beurteilen, aber die wissenschaftliche Beobachtung bedient sich genauerer Instrumente, die auf die einfache Frage eine deutliche Antwort geben. Hier kommen in Betracht die Regenmesser, Gefäße von geeigneter Gestalt, in denen das niederfallende Regenwasser sich sammelt, so daß später gemessen werden kann, wieviel Wasser auf ein genau abgemessenes Stück der Erdoberfläche — dies Stück wird eben durch die Breite des Regenmessergefäßes dargestellt — gefallen ist. Allerdings hatten auch den besten Regenmessern noch Unvollkommenheiten an, namentlich dadurch, daß bei stärkerem Winde ein Teil des Regenwassers an die äußere Wand des Regenmessers gepeitscht, ein anderer Teil über ihn hinausgeweht wird, beide Mengen also der Messung entzogen werden; aber immerhin sind die Angaben der Regenmesser doch genau genug, um Vergleichen zwischen verschiedenen Gelände-Arten zu ermöglichen. Und in der jüngsten Zeit haben nun solche Vergleichen zwischen dem Regen, der auf Waldland, und dem der auf freiem Feldland fällt, in Mitteldeutschland stattgefunden. Das Ergebnis war, daß auch bei vorsichtiger Prüfung aller Verhältnisse im Walde die Regenhöhe 25 Millimeter mehr beträgt als auf dem Felde, das heißt: Wenn das Regenwasser, das zur Erde fällt, weder wegschleichen könnte, noch in den Boden einsickerte, noch verdunstete, sondern unvermindert stehen bliebe, so würde innerhalb eines Jahres im Walde eine Regenwasserhöhe entstehen, die um 25 Millimeter höher ist als die in einem Jahre auf freiem Felde sich bildende. Ein Unterschied von 25 Millimeter ist gar nicht unbedeutend, denn im allgemeinen beläuft sich in Mitteldeutschland die Regenhöhe, je nach dem mehr gebirgigen oder mehr flachen Charakter des Landes, auf etwa 300 bis etwas über 500 Millimeter. Natürlich ist der Unterschied zwischen Wald und Flur nicht etwa so aufzufassen, als ob an der Grenze des Baumbestandes die Regenhöhe plötzlich um 25 Millimeter fiele, es findet vielmehr ein allmählicher Uebergang statt, aber wenige hundert Meter vom Waldrande ist auf dem Felde der genannte Minderbetrag durch Messung festgestellt. Die Ursache dieses Unterschiedes ist in derselben Tatsache zu finden, die auch bei Boden-erhebungen mehr Regen herbeiführt als auf flachem Gelände: Die

über die Erde hinziehenden bewegten Luftmassen finden an hügeligen Erhebungen wie an Wäldern einen Widerstand, sie müssen sich in die Höhe heben und dabei kühlen sie sich ab. Dem um sich selbst in die Höhe zu heben, muß die Luft dieselbe Arbeit leisten, wie wenn sie eine ihr gleiche Last um den gleichen Höhenbetrag heben sollte. Bei dieser Arbeitsleistung verbraucht die Luft Kraft; da ihr keine andere Kraft zur Verfügung steht, entnimmt sie sie dem Kraftvorrat, den sie in Gestalt von Wärme mit sich führt, d. h. also, beim Aufsteigen verliert die Luft Wärme, sie kühlt sich ab. Je kälter aber die Luft ist, um so weniger Wasserdampf kann sie in sich bergen, und den Wasserdampf, den sie vorher, als sie wärmer war, noch enthalten konnte, den sie aber jetzt, wo sie durch den Aufstieg kälter geworden ist, nicht mehr aufnehmen kann, fällt in Gestalt von Regentropfen zur Erde. Aus diesem Grunde also fällt in hügeligem Gelände mehr Regen als in flachem, und im Walde mehr als auf freiem Felde. —

en. Die größte Pfeife der Erde ist seit einigen Wochen von der elektrischen Straßenbahn-Gesellschaft von Saint Louis in Betrieb gesetzt worden. Es ist eine dreifache Pfeife, die viermal täglich in einem Umkreis von mindestens 16 Kilometern die Zeit verkündet. Sie ist nämlich mit einer elektrischen Uhr verbunden, die nach der Gewährung des Verfertigers während eines Jahres nicht mehr als höchstens fünf Sekunden falsch gehen darf. Noch nie ist eine Einrichtung von ähnlicher Grobheit geschaffen worden, die Bewohner einer großen Fläche gleichzeitig über die genaue Tageszeit zu verständigen. Man kann sich freilich kaum darüber wundern, daß die Leute in der näheren Umgebung des Platzes, wo die Riesenpfeife Aufstellung gefunden hat, gegen diese Neuerung Einspruch erhoben, weil sie große Unannehmlichkeiten davon erwarteten. Sie vermuteten, daß die Pfeife einen schrillen und höchst lästigen Ton mit ungeheurer Gewalt von sich geben würde, aber nicht nur die Anstalten sind, seitdem die Pfeife in Betrieb ist, versummt, sondern die Bewohner jenes Gebietes haben der Bahngesellschaft sogar ihren Dank für die Einrichtung ausgesprochen. Viermal am Tage, um sieben Uhr morgens, um Mittag, um Eins nachmittags und um sechs Uhr abends verkündet nun der dreifache Ton der Pfeife Hunderttausenden von Menschen die Zeit. Die elektrische Uhr, die mit ihr verbunden ist, löst den Mechanismus bis auf die Sekunde genau aus. Der Ingenieur, der die Anlage ausgeführt hat, prüfte zuvor eine große Zahl von technischen Möglichkeiten, namentlich mit Bezug auf den zu erzeugenden Ton. Er schwankte, ob er einen einzelnen Ton oder einen Akkord wählen oder endlich die Tonhöhe auf- und niedersteigen lassen sollte. Schließlich entschloß er sich, den Ton auf das Grund-C festzulegen. Beim ersten Versuch wurde allgemein anerkannt, daß der Ton voll, klar, mächtig und doch zugleich musikalisch wäre.

Wenn man die Entwicklung überblickt, die der Mechanismus der Pfeife durchgemacht hat, so darf man sagen, daß sich die moderne Riesenpfeife im Vergleich zu den ältesten Pfeifen etwa ebenso stellt, wie die neuesten atlantischen Schnelldampfer zu den ältesten Segelschiffen oder ein Automobil von 150 Kilometer stündlicher Geschwindigkeit zu dem altgriechischen Wagen. Kaum ein Instrument hat wohl verschiedene Formen angenommen wie die Pfeife. Ihre Grundidee liegt in der Herstellung einer vibrierenden Luftsäule. Die unendliche Verschiedenheit der Mittel zur Erzeugung der Schwingungen ist bloß eine Frage der Konstruktion. Bekanntlich hat jeder Mensch von der Natur eine Pfeife mitbekommen, eigentlich mehrere. Die am meisten benutzte ist die Luftsäule in der Mundhöhle, die einfach durch den Atem in Schwingungen versetzt wird. Manche Leute bringen es auch auf dieser Naturpfeife zu einer hohen Kunst. Manche nehmen zum Pfeifen die Lippen zwischen den Zähnen zu Hilfe. Viel benutzt und auch recht mannigfaltig in der Form sind die Pfeifen, die man sich aus den Händen zurecht macht.

Seit alter Zeit aber schon haben die Menschen ein Bedürfnis zur Herstellung künstlicher Pfeifen gefühlt. Namentlich die alten Peruaner leisteten Grobhartiges in künstlerischer Verfertigung und Ausschmückung von Tonpfeifen. Die Porzellanfabrik in Sevres besitzt eine Pfeife in Gestalt einer Nachtigall, die, mit Wasser gefüllt, Töne hervorbringt, welche dem Schlägen der Nachtigall recht ähnlich sind. Eine große Sammlung von Pfeifen aller Zeitalter und aller Länder besitzt dann das Museum des Pariser Konservatoriums aus Terrakotta, aus Kupfer, aus Eisenbein, aus Stein und allen möglichen Materialien, und viele Stücke darunter sind höchst merkwürdig durch ihre Erfindung und Ausführung. Später kam als eine Besonderheit die amerikanische Geheimpfeife auf, die nur bei bestimmter Handhabung einen Ton von sich gab. Einem industriellen Gebrauch sind die Pfeifen aber zuerst in Nordeuropa eingeführt worden. Bei der Herstellung einer Pfeife ist vieles zu berücksichtigen, namentlich aber kommen in Betracht die Länge und der Durchmesser des Rohrs, die Weite und die Länge des Mundstückes, die Gestalt und die Größe der Junge, die Gestalt der Öffnung und die Beschaffenheit des Materials. —

u. Wie lange dauert das Aussprechen eines Vokals? Der Phonograph und das Gramophon erlauben bekanntlich, das gesprochene oder gesungene Wort nach beliebiger Zeit zu reproduzieren, weil die einzelnen Laute auf einer Platte aufgezeichnet sind. Wenn man nun gewisse geringfügige Veränderungen an diesen Instrumenten anbringt, so kann man sie bequem benutzen, um die Natur unserer

Sprache und ihrer einzelnen Buchstaben genauer zu studieren. Die wichtigsten Buchstaben sind natürlich die Vokale, der größte Teil der Sprechzeit wird zu ihrer Hervorbringung verbraucht, während die Konsonanten in ganz kurzer Zeit hervorgebracht werden. Und dennoch wird zu den Vokalen nur wenig Zeit verbraucht: Die Untersuchungen ergaben, daß ein einzelner Vokal längstens eine halbe Sekunde erforderte, aber auch Fälle vorkamen, in denen dazu nur  $\frac{1}{30}$  Sekunde nötig war. Interessant ist auch, daß sehr oft während des Sprechens eines Vokals seine musikalische Tonhöhe — denn jeder hervorgebrachte Laut hat ja eine bestimmte musikalische Tonhöhe — geändert wird, und zwar nicht nur um geringe Beträge, sondern um etwa eine ganze Oktave. —

### Humoristisches.

— Erlebtes aus der Schule erzählt der „Täglichen Rundschau“ eine Lehrerin:

Lehrer: „Erzählt mir jetzt, wie es in Deutschland aussah nach dem dreißigjährigen Kriege.“ — Frig: „ $\frac{1}{3}$  aller Menschen war ausgestorben, es herrschten nur noch die Hunde.“

Aus der Rechenstunde bei den Kleinen. Lehrerin: „Nun, Annchen, denke dir, deine Mutter schickt dich aus, um Heringe zu kaufen. Ein Hering kostet 5 Pf., wieviel werden drei Heringe kosten?“ — Annchen (Kaufmannstochter) in etwas gekränktem Ton: „Heringe haben wir selber.“

Aus der Naturgeschichtsstunde. Hans erzählt: „Der Zitis ist ein blutdürstiges Tier. Oft dringt er in Hühnerställe ein, wo er dann ein ordentliches Blutbad nimmt.“

Lehrer: „Erzählt mir einiges aus der Jugend des Johann Hüb.“ — Schüler: „Zuerst war er Seeräuber, später wurde er Papst.“

Albert schreibt in einem Aufsatz, in welchem er von dem Hasen erzählen soll, folgenden Passus: „Die Hinterbeine des Hasen sind viel länger als die Vorderbeine, deshalb kann er einen Berg nur herauf laufen, runter kommt er nicht wieder!“ —

### Notizen.

— Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung hat beschloffen, Jeremias Gotthelf's „Uli der Knecht“ in 750 Exemplaren anzulassen. Das Buch wird an kleine Volksbibliotheken in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz verteilt werden. —

— Die polyglotte Buchdruckerei der Propaganda Fide in Rom bereitet einen Katalog aller von ihr gedruckten Bücher vor, dem als Einleitung eine Geschichte der 1626 unter Gregor XV. gegründeten Anstalt beigegeben wird. Die Druckerei ist heute imstande, in zweihundertundfünfzig Sprachen und mit hundert- undachtzig Schriftzeichen zu drucken. —

— Im Verlag der Wunderling'schen Buchhandlung zu Regensburg erscheint demnächst ein Heilpflanzen-Atlas, der auf Kneipp's Heilmethode aufgebaut ist. Das Werk wird gleichzeitig in fünf Sprachen erscheinen. Die Pflanzen und Blumen, auf 230 Farbens tafeln verteilt, sind sämtlich nach der Natur gemalt. —

— Rosenow's „Wasser Lampe“ hat auch im Altonaer Stadt-Theater großen Erfolg gehabt. —

— Im Central-Theater geht am 28. Oktober Reinhardt's Operette „Der Generalkonsul“ zum erstenmal in Szene. —

— „Die Freia“, eine einaktige komische Oper von Alfred Schattmann, hat bei der Neuaufführung in Stuttgart lebhaften Beifall gefunden. —

— Ein unterseeischer Wald befindet sich bei der Korjee-Insel Röm. Er wurzelt etwa drei Meter unter gewöhnlicher Fluthöhe und besteht aus Eichen und Föhren. Nach der Sage sollen die älteren Fischerhäuser des Eilandes von dem Holze dieser Bäume erbaut sein. Obgleich der Chronist Dankwert den Wald für einen Rest des einst von Röm nach dem gegenüberliegenden Festlande reichenden Walde „Apenholt“ hält, der 1812 von einer verheerenden Sturmflut vernichtet wurde, verlegen namhafte Geologen seinen Untergang in die Zeit der großen kimbriischen Flut, etwa 400 v. Chr., der ersten geschichtlichen Flut an der Westküste. —

— Auch ein „Zeichen der Zeit“. Der „Frankf. Ztg.“ wird aus Nürnberg geschrieben: In einem hiesigen Blatte hatte dieser Tage eine Anzeige gestanden: „Kräfte. 15j. Mädch. (Kinderl.) sucht Stelle in kleiner Familie. Offerten zc.“ Dieses Gesuch griffen alsbald zwei andere Nürnberger Blätter auf und druckten es im redaktionellen Teile ab mit der Spitzmarke „Zeichen der Zeit!“ und dem Schlußzusatz „Das läßt tief blicken!“ Anderen Tages kam in dem Blatte, das die Anzeige aufgenommen hatte, folgende Antwort: „Daß die betreffenden Zeitungen nicht wissen, daß „Kinderl.“ eine Abkürzung von Kinderliebend ist, das läßt — noch tiefer blicken!“ —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 23. Oktober.